

Prof. Dr. Alfred Toth

n-kategoriale Abbildungen repertoirieller Relationen

1. Die in Toth (2011) formalisierte Stiebing'sche Zeichenrelation (Stiebing 1981)

$$PZR = (R, M, O, I)$$

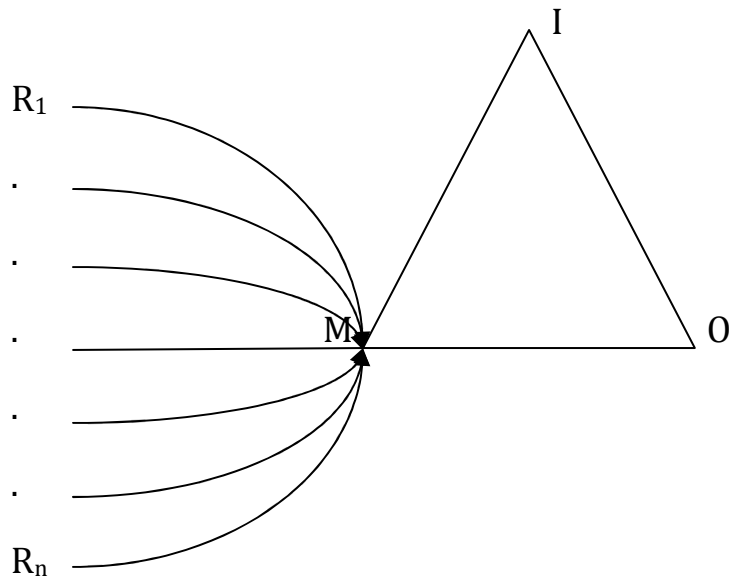
ist insofern eine erweiterte Peircesche Zeichenrelation, als sie das Repertoire R , aus dem M selektiert wird, enthält. Wie ich schon in früheren Arbeiten angedeutet hatte, ermöglicht PZR eine bereits von Bense (1986, S. 128 ff.) geforderte semiotische Modelltheorie. Ihre vordringliche Aufgabe muß darin bestehen, eine formale Struktur zu liefern, die letztlich darüber entscheidet, ob und unter welchen Bedingungen ein Etwas ein Zeichen ist. Niemand hat Probleme, etwa die Mittelbezüge Baum, Tisch, Flasche als Zeichen der deutschen Sprache zu erkennen. Viele werden auch problemlos *arbre*, *table*, *bouteille* sowie *albero*, *tavola*, *bottiglia* und *tree*, *desk/table*, *bottle* als Zeichen der französischen, italienischen und englischen Sprache erkennen. Wie steht es aber mit *fa*, *asztal*, *üveg*? Oder mit *makemake*, *Pluplusch* und *Pluplubasch*? Nur Sprecher des Ungarischen und des Hawaiianischen werden erkennen, daß die ersten vier Wörter überhaupt einer bestehenden Sprache angehören, und vielleicht werden nur Kenner des Dadaismus wissen, daß die letzten zwei Wörter Hugo Balls Erfindungen für „Baum“ und „Baum, nachdem es geregnet hat“ sind.

2. Das eigentliche Problem besteht aber darin, daß auch *Pluplusch* und *Pluplubasch* – etwa im Gegensatz zu den Valentinschen Schöpfungen „*Wrdlbrmpfd*“, „*Schlslschl*“, „*Rzpleckp*“ und „*Sxdnhpfd*“ (vgl. Toth 1997, S. 109) von jedermann problemlos als Zeichen wahrgenommen werden, und zwar unabhängig davon, ob sie einem bestehenden Repertoire zugeordnet werden können oder nicht. Dieses Problem kann nur dann gelöst werden, wenn statt eines Repertoires mehrere angenommen werden, also

$$R_i \in \{R_1, \dots, R_n\}$$

mit

$R_i \rightarrow M \rightarrow (O \rightarrow I)$:



Man kann dann z.B. $R_1 = \text{Deutsch}$, $R_2 = \text{Französisch}$, ..., $R_k = \text{Ungarisch}$, usw. setzen. Diese Konzeption hat also zur Folge, daß R nichts weiter als die Menge der Mengen aller verfügbaren Zeichenmittel ist, d.h.

$$R = \{M_i\}$$

mit

$$M_i = \{M_1, \dots, M_n\},$$

d.h. Mittelbezüge werden nicht einmal aus einem „Pool“ $R = \{M\}$ selektiert, sondern natürlich aus einer sehr großen Menge verschiedener Mittelrepertoires.

Eine weitere Konsequenz aus dieser Annahme ist, daß wir ja Fälle von switching problemlos verstehen. Bekannt ist der folgende (konstruierte, doch mögliche) Beleg aus dem Elsäßischen

Gang schass mer dr Giggel zum Jardin üüs, er frißt mer ali Legumes.

Da ich die französischen Wörter in französischer Orthographie notiert habe, ist der Satz geschrieben einfacher zu verstehen als gesprochen („Der Hahn

schießt (schweizdt. für läuft) mir immer zum Garten hinaus; er frißt mir alle Gemüse (auf)"). Hier sind offenbar Mittelbezüge aus mindestens zwei Repertoires (gang = berndt. gäng mitgezählt: drei) verwendet. Mathematisch bedeutet das, daß wir nicht nur mit Abbildungen von R nach M zu rechnen haben, sondern sogar mit Abbildungen zwischen den verschiedenen $(R \rightarrow M)_i$, und hier kommen wir endgültig ins Gebiet der höheren Kategorietheorie (vgl. z.B. Leinster 2004).

Bibliographie

Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden 1986

Leinster, Tom, Higher Operads, Higher Categories. Cambridge 2004

Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31

Toth, Alfred, Entwurf einer Semiotisch-Relationalen Grammatik. Tübingen 1997

Toth, Alfred, Repertorielle Funktionen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

30.9.2011